



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Leppmann, Franz: Schöne Literatur im Kriege

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Schöne Literatur im Kriege

Don Franz Leppmann



och nie hat es eine so mit Zukunft getränkte Gegenwart gegeben, noch nie eine, die zum Aufbau eines Ideals, eines Traumbildes eines goldenen Zeitalters so dringlich aufforderte. Es ist so verlockend, sich auszumalen, wie alles werden wird, so unterhaltend, die Besitzgrenzen der Staaten neu zurechtzuschneiden, und besonders wir, die wir nicht so mitmachen dürfen, wie wir gern möchten, legen unsere ganze Hoffnung, unseren ganzen Stolz und unsere ganze brennende Liebe in dieses Spiel.

So sehr wir aber auch für das wichtige Gebiet des deutschen Schrifttums stofflich Neues und eine Neuordnung aller Werte von dem Kriege erhoffen, es bedarf einer gehörigen Selbstüberwindung und gewaltsamen Ablenkung, um heute literarische Neuerscheinungen zu mustern und sich in der Stunde eines gewaltigen Völkerschicksals in die privaten Erlebnisse und Schmerzen zu versenken, die in der Brust der Verfasser die Bücher zeugten. Man kann es nicht anders als mit Beziehung zur Gegenwart, das heißt mit der Frage tun: wäre das Erscheinen dieses Buches auch noch nach dem Kriege möglich? Und ganz natürlich behaupten heute diejenigen Bücher den Vorrang in unserer Teilnahme, in denen Dinge des Staates berührt werden.

Da tritt denn beispielsweise Bruno Wille mit einem autobiographischen Bande auf den Plan: „Das Gefängnis zum Preußischen Adler. Eine selbsterlebte Schildbürgerlei“ (Eugen Diederichs, Jena). Man kennt den Verfasser als sinnierenden Weltbetrachter, Naturbeseeler und Gottsucher, dem die geordnete Staatskirche mit ihren geschriebenen Offenbarungsurkunden zu eng ist, und als wichtiges Mitglied jener Friedrichshagener Schriftstellerkolonie, Freund der Bölsche, Brüder Hart und anderer, von denen in den achtziger und neunziger Jahren eine Umwälzung der Literatur ausging. So herrscht in dem Buche dem Staate gegenüber dieselbe Stimmung, wie in Gerhart Hauptmanns „Wiberpelz“, das heißt die Stimmung der Überheblichkeit der geistig Gerichteten, die

ihn überwunden zu haben glauben und belächeln. Viel Selbstgefälligkeit und ein emporkömmlinghafter Stolz, wie man es doch in der Geisterfreiheit bis an die Sterne weit gebracht habe, ist dabei, und Wille insbesondere ist nicht frei von der berlinischen, ein wenig platten und genügsamen Aufklärung, wie sie im achtzehnten Jahrhundert üblich war und sich schon darauf etwas zugute tat, daß sie nicht jedes in der Bibel erzählte Wunder unbesehen und wörtlich hinnahm. Er hat einmal freireligiöse Vorträge gehalten, sie wurden ihm verboten, er hat sie fortgesetzt, und statt die Strafe zu zahlen, sie in einem dörflichen Gefängnis von vollendeter Gemütlichkeit abgessen, das seine Tore zu frühlichsten Streichen immer wieder öffnete. Trotzdem die aus dieser „Strafe“ fließenden heiteren Erinnerungen so reich sind, daß der Verfasser einen nicht zu schmalen Band aus ihnen hat formen können, ist er geneigt, sich für sein märtyrerhaftes Heldentum noch heute zu streicheln. Zugegeben, daß in der Religion — wie in der Liebe — alles auf Freiwilligkeit ankommt und mit Zwang wenig getan ist, wir fragen doch: könnte dieses Buch heute noch geschrieben werden? Ist es nicht das belächelte preußische System, was uns heute rettet? Der Geist des Gehorsams? Der — Polizeistaat? Jeder Fehler hat seine Tugend. Das System mag uns in Friedenszeiten hier und da gedrückt haben, im Kriege ist es ganz Tugend, ganz Segen. Preußen, hat der alte Praktikus Bismarck gesagt, ist wie eine wollene Jacke: kratzt, aber hält warm. Heute spürt alles, was deutsch ist, eine so beglückende Wärme, daß wir uns gar nicht erinnern können, daß es uns jemals irgendwo gejuht hat.

Ausnahmsweise mag hier ein Ausländer eingeschaltet werden, selbstverständlich ein neutraler, der jene staatlichen Dinge von internationaler Färbung behandelt, die gerade unsere Teilnahme jetzt lebhaft fesseln, weil die Waschechtheit oder das Verbleichen dieser Färbung eine wesentliche Frage für den Staat der friedlichen Zukunft ist, an dem unser aller hoffende Gedanken bauen. Die sozialdemokratische Arbeiterbewegung behandelt Sigurd Ibsen, Henriks Sohn, Björnsons Schwiegersohn und gewesener norwegischer Staatsminister, in seinem Drama Robert Frank (Deutsch von Julius Elias, Berlin, S. Fischer). Auf Übermenschensweise versucht Robert Frank, den Knoten zu durchhauen. Er hat als Ministerpräsident ein Gesetz betreffend die Gewinnbeteiligung der Arbeiter eingebracht, das gerade bei ihnen auf Widerstand stößt, weil es endlich Frieden bringen und sie veranlassen könnte, ihre traumbildhaften Zukunftsstaats Hoffnungen zugunsten greifbarer Teilerfolge fahren zu lassen. Aber er zwingt es ihnen mit blutiger Gewalt auf und — begnadigt den Rädelsführer der Aufständischen, weil er ihm die Krone des Blutzuges aus Eifersucht nicht gönnt, denn Weibesliebe lenkt die Magnetnadel seines Wollens ab. Es ist das alte Lied, das alte Leid des Mannes im Staatsmann. Er wird „seiner Sendung untreu“, um mit Vater Henrik zu reden, und büßt es mit dem Tode. Private Leidenschaften als die kleinen Ursachen zu großen politischen Wirkungen aufzudecken, ist mindestens seit Zolas „Son Excellence Eugène Rougon“ üblich, und so

mischt sich in diesem vortrefflichen sozialen Theaterstück, das wir — vielleicht, vielleicht! — nach dem Frieden gar nicht mehr aufzuführen nötig haben, bereits das Staatsmännische mit dem Keimenschlichen, Allzumenschlichen.

In Georg Hirschfelds „Nachwelt, Der Roman eines Starlen“ (Stuttgart und Berlin, Cotta) stehen wir dann bereits auf den Brettern, die, fern von harten politischen Wirklichkeiten, die Welt nur bedeuten. Leicht erkennbare und allbekannte Modelle und Vorgänge der Berliner und Wiener Theaterwelt sind in diesem Schlüsselromane, der im Feuilleton eines sehr weit verbreiteten Blattes zuerst erschien, verwertet worden, Josef Rainzens Leben und Sterben, der Zwist, den er in der eigenen Familie, der Generation seiner Kinder, der „Nachwelt“ im engsten Kreise, fand, ist der Kern des Stoffes. Diese Nachwelt durchschaut das menschlich tief Fragwürdige alles Künstlertumes, und diese Problematik, die häufige Tatsache, daß die Natur dem Menschen hausälterisch vorenthält, was sie dem Künstler gibt, wäre schon ein Thema gewesen. Allein, es ist alles nur eben angerührt, in dieser Gestaltung spannt sich kein Wille, kein Rhythmus singt in diesem Stil, keine einprägsame Wendung läßt uns aufhören und klingen nach, es ist alles so schlecht und recht, so in die Schreibmaschine diktiert. Dergleichen wird bleiben, der Durchschnittsleser braucht sein Durchschnittsfutter.

Zimmerhin lebt in dem Buche doch noch etwas von Schicksal, von einem Könige und Helden wenigstens der Bühne, und ein Hauch heldenhaften Sterbens weht uns an. „Die Temperierten“ von Emil Faktor (Berlin, S. Fischer) dagegen leben von der Furcht vor dem Schicksal. Es handelt sich um eine Eheirrung, wo man sich versteht, verzeiht, lospricht, befreundet bleibt, abwägt und berechnet. Zu einem Drama — geschweige einem Trauerspiel — langt es bei diesen leidenschaftslosen Schemen nicht mehr, denn „Drama“ heißt ja Handlung, und mit volstem Rechte hat der Verfasser dieser Folge von Gesprächen den Untertitel „Auseinandersetzungen“ gegeben. Die Gemütsverfassung, von der sie getragen werden, berührt seltsam in einer Zeit, die uns mit einer starken Kraft des Hasses und der Liebe wieder begnadet hat, die uns jeder schlaffen Gerechtigkeit entfremdet und die Gültigkeit des laien Sazes gefährdet, daß alles verstehen, alles verzeihen heiße. Jahrzehnte eines gedeihlichen Friedens sind hier Voraussetzung, und ich wüßte nicht, wann solche Feinheiten wieder einmal geschrieben werden könnten. Betrachten wir vollends „Kammermusik, Ein Roko-Roman“ von Peter Baum (Berlin, Hyperionverlag) aus unserem jetzigen Schwinfel, so wird uns zumute, als wenn wir ein venezianisches Bierglas auf einer Feldflüche fänden. Letzte Fortgeschrittenheiten und ein Reichtum an überfeinertem Geist im Rahmen einer Handlung, die in der vorrevolutionären Aristokratie Frankreichs spielt — — schnörkelhafter Übermut, Luxus, für lange Jahre erledigt, nicht nur im Augenblicke Makulatur . . .

Von hier geht die Kurve wieder aufwärts. Ist „Sommeraufenthalt“ von Hugo Wolf (Berlin, Hyperionverlag) auch noch kein Werk, an dem man sich

in jetzigen Zeitläuften erquickten kann, so erfreut doch ein straffer Wille zur Form und eine trefflichere Psychologie, die auch Unbewußtem Worte leiht. Ist es auch noch nicht Natur, was es gibt und wohin es uns führt, so ist es immerhin Sommerfrische.

Was uns jetzt einzig ablenken, in einem edlen Sinne zerstreuen und für Stunden von dem Gefühl der fieberhaften Spannung befreien kann, sind künstlerische Formungen geschichtlich bedeutender Vergangenheit, wie etwa Ricarda Huch's großartiges Rundgemälde des Dreißigjährigen Krieges, oder solche Bücher, die uns ans Herz der ewigen, immer jungen, immer schönen Allmutter führen, wo Friede ist und der Atem Gottes. Emil Ertl tut das in seiner schönen Novelle „Walpurga“ (Leipzig, L. Staackmann), die ein Gedicht in Prosa ist. Ein Städter wandert ins Tal seiner Jugend, seiner Liebe in der grünen Steiermark, wir wandern genießend mit, bleiben getreulich an seiner Seite obgleich gar nichts geschieht in diesem stillen, zarten und erbaulichen Buche. Und wir bleiben geographisch und seelisch ungefähr in derselben Gegend, wenn wir Max Mell zu „Barbara Kaderers Viehstand“ (Leipzig, L. Staackmann) folgen. Freilich ist die Natur hier derber. Die große Selbstverständlichkeit ihres Geschehens aber entwaffnet unsere Städterempfindlichkeit; sie ist schicksalhaft wie der Krieg, und dem Urzustande des Krieges aller gegen alle stehen diese geschlossenen Menschen mit ihren ungebrochenen Instinkten sehr nahe. Wir können ihnen so wenig böse sein, wie den ungestümen Frühlingswinden, die über die Bauernerde brausen, oder den heißen Sommergluten, die überquellendes Leben aus ihr wecken. Das vertrauteste Stück Natur ist immer die Heimat. Weil diese beiden Büchern der beiden Steiermärker ein Stück Natur geben, gesehen durch das Auge der Heimatliebe, und weil draußen um die Heimat gekämpft wird, sind sie unserer Liebe am nächsten, der Fortdauer am sichersten und nützlich und erquicklich zu lesen.

